

The book cover features a marbled background with swirling patterns of teal, light purple, and gold. The gold is scattered in small specks and larger, irregular patches, particularly along the left and bottom edges. The overall effect is ethereal and artistic.

chasing

Julia K. Stein

dreams

Roman

PIPER

chasing

Julia K. Stein

dreams

Roman

PIPER



Mehr über unsere Autoren und Bücher:

www.piper.de

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, schreiben Sie uns unter Nennung des Titels »Chasing Dreams« an empfehlungen@piper.de , und wir empfehlen Ihnen gerne vergleichbare Bücher.

Inhalte fremder Webseiten, auf die in diesem Buch (etwa durch Links) hingewiesen wird, macht sich der Verlag nicht zu eigen. Eine Haftung dafür übernimmt der Verlag nicht.

Das Mottozitat stammt aus:

Van Gogh Museum, *Vincent van Gogh. The Letters*, Brief Nummer 682 an Theo van Gogh, Arles, 18. September 1888, Zitat übersetzt aus dem Französischen von Julia K. Stein. URL:

<http://vangoghletters.org/vg/letters/let682/letter.html>.

© Piper Verlag GmbH, München 2021

Dieses Werk wurde vermittelt durch Agentur Brauer.

Redaktion: Wiebke Bach

Covergestaltung: Sandra Taufer

Coverabbildung: Bilder unter Lizenzierung von
Shutterstock.com genutzt

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Wir weisen darauf hin, dass sich der Piper Verlag nicht die Inhalte Dritter zu eigen macht.

Inhalt

Cover & Impressum

Widmung

Zitat

Eins

Yuna

Zwei

Miles

Drei

Yuna

Vier

Yuna

Fünf

Miles

Sechs

Yuna

Sieben

Miles

Acht

Yuna

Neun

Miles

Zehn

Yuna

Elf

Miles

Zwölf

Yuna

Dreizehn

Yuna

Vierzehn

Miles

Fünfzehn

Yuna

Sechzehn

Miles

Siebzehn

Yuna

Achtzehn

Miles

Neunzehn

Yuna

Zwanzig

Miles

Einundzwanzig

Yuna

Zweiundzwanzig

Yuna

Dreiundzwanzig
Miles

Vierundzwanzig
Miles

Fünfundzwanzig
Yuna

Sechsendzwanzig
Miles

Siebenundzwanzig
Yuna

Achtundzwanzig
Miles

Neunundzwanzig
Yuna

Dreißig
Miles

Einunddreißig
Miles

Zweiunddreißig
Miles

Dreiunddreißig
Yuna

Vierunddreißig
Yuna

Fünfunddreißig
Miles

Sechsenddreißig

Yuna

Siebenunddreißig

Miles

Achtunddreißig

Miles

Neununddreißig

Yuna

Vierzig

Miles

Einundvierzig

Yuna

Zweiundvierzig

Miles

Danke

Für J. L. H.

There is nothing more truly artistic than to love people.

Vincent van Gogh

Eins

Yuna

Die neuesten TikTok-Charts dröhnen mir in den Ohren. Studierende aller Jahrgänge mit roten Plastikbechern drängeln sich vorbei und checken sich gegenseitig ab. Wenn ich den Bechern zu nahe komme, zieht mir ein penetrantes Kirscharoma in die Nase. Wahrscheinlich soll der zuckrige Duft Alkohol vertuschen, aber so intensiv, wie die Bowle riecht, könnte er problemlos Zyankali überdecken. Schreiend unterhalten sich alle Neuankömmlinge über die Musik hinweg, aufgeregt, glücklich, dass sie hier sind. Auffällige Klamotten, sexy Tops und aufgedrehte Stimmen. Kurz: Alles weist darauf hin, dass ich hier nichts verloren habe. In meiner natürlichen Umgebung befindet sich normalerweise mindestens eine Ballettstange. Musik gibt es zwar auch, sogar »live«, allerdings meist von einer älteren Dame aus der Slowakei am Klavier vorgetragen. Und hinter den Fenstern sind keine Berge oder Wiesen zu sehen wie hier, sondern – zumindest vom

Ballettstudio aus – der Central Park, der jetzt ungefähr eintausendachthundert Meilen östlich liegen dürfte. Ich stehe zusammengequetscht in einer Ecke mit Hazel, dem Mädchen aus dem Schauspielprogramm, das bei der Anmeldung hinter mir stand. Mit einer Mischung aus Flehen und Drohen hat sie mich weichgeklopft mitzukommen: »Die ›New-Game-Fresher-Party‹ ist der Auftakt zu allem. Es gibt *niemanden*, der nicht kommt. Lass mich nicht allein, du bist die Einzige, die ich hier kenne!« Das beruhte zu dem Zeitpunkt auf Gegenseitigkeit, wir waren ja erst eine Stunde vorher angekommen, später als die meisten anderen. Also hatte ich vorhin meine Sachen in den kleinen Schrank geräumt und mein Bett bezogen, ein paar anderen, die schon in »meinem Haus« eingezogen waren, kurz zugewunken, bevor ich wieder aufgebrochen bin.

Und jetzt vibriert mein Magen so stark von den aggressiven Beats, die aus den extrapotenten Lautsprechern dringen, dass ich befürchte, gleich seekrank zu werden. Es ist ungefähr achtzig Grad, und einige zeigen ähnlich viel Haut wie in der Sauna. Ich tippe auf Tänzer, die sind natürlich stolz auf ihre Körper, in die sie so viel Arbeit gesteckt haben. Aber Personen mit exhibitionistischer Veranlagung gibt es auf einem College für darstellende Künste natürlich einige.

Ich streife meine Lieblingsstrickjacke von der Schulter, die ihre besten Tage schon lange hinter sich hat, und stopfe sie in meine Umhängetasche. Der Raum ist voll, was wohl das Zeichen einer guten Party ist, aber es drängen tatsächlich immer noch

mehr Leute herein. Der DJ, ein Student, der mit Kopfhörern hinter einem altmodischen Mischpult steht und betont busy herumwirbelt, wechselt das Tempo und blendet kurz in ein anderes Lied.

Jetzt wird der Beat zusätzlich von gerappten Schimpfwörtern begleitet, die direkt aus der South Bronx stammen könnten. Ich glaube, ich bin allerdings die Einzige hier, die jemals dort war. Die Studenten kommen von überallher, einige sogar aus Europa oder Asien, aber gewiss nicht aus der South Bronx.

Normalerweise habe ich nichts gegen laute Musik, aber ich vermute, hier soll vor allem das Vernunftzentrum im Gehirn ausgeschaltet werden, um das Stammhirn ans Steuer zu lassen. »Get the fuck out of my way, you fucking dirty puss, he cummed all on my gown«, singt der DJ noch mal laut ins Mikro mit.

»So viele Schimpfwörter in einem einzigen Satz muss man erst mal schaffen«, bemerke ich.

»Solche Lieder waren an meiner Highschool komplett verboten«, schreit Hazel schmerzhaft laut zurück in mein Ohr. »Cool. Sollen wir uns was zu trinken besorgen?«

»Klar«, brülle ich zurück. »Willst du was holen? Ich warte hier und halte den Platz frei?«, schlage ich vor. Wobei nicht ganz klar ist, welchen »Platz« ich genau frei halte, aber sich durch die Menge zu drängeln erscheint mir noch weniger erstrebenswert, und jeder Quadratmeter muss definitiv verteidigt werden.

Für einen Moment sehe ich Nervosität in Hazels Blick. Dann scheint sie sich zu sammeln. Sie nickt. »Was möchtest du denn?«

»Irgendetwas«, erwidere ich und lächele ihr beruhigend zu. Sie wirkt aufgeregter als ich, bevor ich auf die Bühne muss. Vielleicht ist sie von Natur aus immer hibbelig.

»Möchtest du was von dieser Willkommensbowle?«, fragt sie und zupft ihren Jeansrock weiter nach unten.

»Du siehst gut aus, wirklich. Der Rock ist nicht zu kurz«, bestätige ich ihr. »Er verdeckt deinen Po, was hier nicht selbstverständlich ist.« Ich deute auf ein Mädchen neben uns, dessen Shorts komplett unter ihrem T-Shirt verschwindet, sodass nicht klar ist, ob sie überhaupt eine Hose trägt.

»Ist er zu lang?«, fragt sie und sieht noch verunsicherter aus.

»Er ist perfekt«, sage ich.

Sie blickt mich dankbar an. »Also Bowle?«

»Die Bowle, die sie allen direkt am Eingang andrehen wollen?« So penetrant, wie die älteren Studenten, die diese Party organisiert haben, jedem Neuankömmling die Bowle einflößen wollen, bin ich mir sicher, dass jede Menge harter Alkohol drin ist. Dabei sind die meisten hier unter einundzwanzig, aber vielleicht schaut da in Montana niemand so genau hin. Ich schüttele den Kopf.

»Bier?«, fragt sie eifrig und fährt dabei durch ihre feinen dunklen Haare, um sie neu zu arrangieren. Sie hält ihren Arm hoch, an dem ein dunkelrotes Band klebt, das bestätigt, dass sie

Alkohol trinken darf, und zwinkert mir zu. »Das haben die eigentlich an alle verteilt.« Sie hat große Augen und auffallend gerade Augenbrauen. Sie ist hübsch mit einem fast puppenartigen Gesicht und kann bestimmt mit dreißig noch Teenager spielen, was in ihrem Beruf wahrscheinlich von Vorteil ist. Zudem ist sie ungefähr einen Kopf kleiner als ich. Auf ihrem T-Shirt steht: »Ich bin nicht verrückt, ich probe meinen Dialog.« Ich glaube, sie ist ziemlich stolz, hier zu sein.

Ich nicke. »Klar. Bier ist gut.« Ich mag kein Bier, aber ich will es nicht unnötig kompliziert machen. »Ich warte hier«, füge ich auf ihren fragenden Blick hinzu. Sie dreht sich um und schiebt sich durch die Menge Richtung Bar. Sie kommt aus einer Kleinstadt in Ohio und hat mich schon zweimal gefragt, ob ihr Look nach Kleinstadt aussieht, als ich erzählt habe, dass ich aus New York komme. Dabei fühle ich mich definitiv nicht wie das coole Großstadtmädchen mit Fashion-Sense. New York kennt halt jeder, ihr Kuhdorf aus Ohio, wie sie es selbst genannt hat, nicht.

Die Leute kommen an diesen verlassenem Ort an der Grenze von Montana zu Idaho, weil das Montana College of Performing Arts, auch Montana Arts College genannt oder kurz MCPA, einfach eines der besten Colleges ist, wenn man etwas in Tanz, Film oder Schauspiel erreichen will. Ich bin hier, weil man im Ballettprogramm des MCPA neben dem Collegeabschluss eine der besten Tanzausbildungen der USA bekommt. Aber vor allem, weil ich vor anderthalb Jahren, bei dem letzten

Wettbewerb, an dem ich teilgenommen habe, ein Stipendium gewonnen habe, das ich nie eingelöst hätte, wenn alles normal verlaufen wäre. Ich hätte New York nie verlassen. Ich liebe New York. Und meine Eltern vermisse ich auch. Die Musik dröhnt, und links neben mir lacht sich eine Gruppe über einen Witz kaputt. Vielleicht demonstrieren sie auch nur, dass sie ihn verstanden haben. Ich fühle mich so unglaublich fehl am Platz. Und dann denke ich an New York, aber anders, als ich eigentlich wollte, ich denke daran, wie mein Gesicht zum letzten Mal an Maxwells Schulter gelegen hat, seine Hand unter meinem Shirt. Ich weiß noch genau, wie es war, wenn er mit seinen Fingern seitlich an meinem Busen entlanggefahren ist, unauffällig unter meiner dicken Jacke, schließlich saßen wir häufig auf einer öffentlichen Bank in der Nähe des Apple-Ladens an der Upper East Side, viele Subwaystationen weg von zu Hause. Sonst wären wir wieder weitergegangen, jedenfalls, wenn es nach mir gegangen wäre. Aber es war nie leicht gewesen, einen geeigneten Ort zu finden zwischen dem Training und der Schule. Anfangs hatte es ewig gedauert, bis Maxwell überhaupt bei meinem Busen angelangt war, und jede Sekunde davon hatte sich ziemlich gut angefühlt. Es gefiel uns beiden, als wir endlich weitergingen, nur hatte ich selten Zeit. Dann hatte er leise in meine Haare geflüstert. »Es tut mir so leid, aber ich glaube, das geht nicht mehr mit uns.« Was er meinte, war: Ich glaube, ich möchte hier lieber mit Seraphina sitzen und *ihren* Busen anfassen. Seraphina hatte immer Zeit

und wohnte ebenfalls an der Upper East. Nur wusste ich das damals noch nicht, und ich weiß nicht, ob es deshalb mehr oder weniger wehgetan hat. Maxwell hatte einen passenden Zeitpunkt gewählt: genau zwei Wochen nach meiner Diagnose, auch wenn das »nichts damit zu tun hatte« und er mir lieber nicht den Grund erklären wollte, weil das »würde mich ohnehin nur verletzen«. Er war so rücksichtsvoll.

Hazel ist in der Menge verschwunden. Vielleicht sucht sie nach jemandem mit ausgeprägterem Party-Vibe, weil sie spürt, dass ich hier nicht alt werde. Mit mir hat sie jemanden, zu dem sie zurückkommen kann, um nicht allein herumzustehen. Aber für ein paar Dinge waren die letzten anderthalb Jahre auch gut. Allein auf einer Party herumzustehen schreckt mich wirklich nicht mehr. Ich habe kein Problem damit, ihr Party-Anker zu sein, außer dass der Anker hier bald gelichtet wird und ich nach Hause gehen werde. Ich will morgen trainieren. Ich muss trainieren, denn meine alte Form habe ich noch nicht zurück. Ich bin erst heute angekommen, weil ich noch einen Arzttermin in New York hatte, und die sind seit anderthalb Jahren heilig. »Sie sind gesund«, hat der Arzt mir bestätigt. »Vergessen Sie einfach, dass Sie jemals krank waren.« Sehr lustig. Ein Vergessens-Serum hatte er nämlich nicht. Morgen wird das Training ohnehin schlimm, weil meine Beine sich erst mal wieder lockern müssen, nach dieser ewig langen Busfahrt im Greyhound mit den Leuten neben mir, die zwar alle paar Stunden gewechselt, aber immer verlässlich gestunken haben.

Nur die Nuance hat gewechselt, mal mehr nach Schweiß, mal mehr nach in Alufolie eingewickeltem Taco, mal nach zu dick aufgetragenem Billig-Aftershave. Allein bei dem Gedanken muss ich mich schütteln.

»Hi, habe ich dich nicht schon mal gesehen?« Die Musik ist minimal leiser geworden, vielleicht hatten noch andere Studenten Angst um ihr Gehör. Neben mir steht ein Typ, dicke hellbraune Haare, eine scharfe Narbe auf der rechten Wange, die nicht entstellend, aber irgendwie auffällig ist, vielleicht, weil der Rest an ihm so makellos ist. Ja, ich habe ihn schon mal gesehen.

»Klar, hey«, sage ich, weil ich seinen Namen vergessen habe. Jetzt blinzelt er verwirrt.

»Ah, sorry«, sagt er dann. Sein Ausdruck verrät ihn. Er hat keine Ahnung, wer *ich* bin. Das war gerade nur ein Spruch gewesen. »Wir wohnen im gleichen Haus«, erinnere ich ihn. Dort sind wir uns vorhin im Flur über den Weg gelaufen. Vielleicht ist er auch einer der Typen, die dunkelhaarige Mädchen verwechseln, weil sie nur bei den Blondinen genauer hinschauen.

»Klar weiß ich, dass du aus meinem Haus bist«, stellt er dann fest, stolz über seinen Geistesblitz. »Natürlich habe ich dich erkannt.«

»Natürlich«, bestätige ich ironisch.

Er erinnert mich an bestimmte Typen aus New York, dieser bewusst verkommene Harvard-Club-Chic: beige Hosen, ein

teures Hemd, das lässig aus der Hose hängt, und, nun ja, seine rot unterlaufenen Augen sprechen Bände. Vielleicht hat er mich auch nicht wiedererkannt, weil er so neben sich steht.

»Du hast mir deinen Namen aber immer noch nicht verraten. Ich bin Nate. Filmprogramm.«

»Yuna«, erwidere ich. »Klassischer Tanz«, imitiere ich seine Art, sich inklusive Studienschwerpunkt vorzustellen. Machen viele hier so. Jeder verpasst sich sein Studienfachlabel, das habe ich in den wenigen Stunden, seit ich hier bin, schon gelernt.

Ich warte darauf, dass er so was sagt wie »hübscher Name«.

»Hübscher Name«, bemerkt Nate.

Bingo. Manchmal ist meine Menschenkenntnis echt unschlagbar. Er zieht die Worte beim Sprechen. Er ist bekifft, wahrscheinlich auch betrunken. Sein Atem riecht nach irgendetwas Hochprozentigem. Vielleicht ist es auch die ominöse Begrüßungsbowle.

»Ich hoffe wirklich, dass das Studium hier hält, was es verspricht, wenn man dafür schon in dieses Nest kommt. Ich meine, die einzigen Partys, die es hier gibt, sind die auf dem Campus?« Er schüttelt in demonstrativer Fassungslosigkeit den Kopf.

»Ich bin auch weniger zum Partyfeiern gekommen als zum Tanzen«, erwidere ich.

»Du klingst ein bisschen wie meine alte französische Gouvernante«, erwidert Nate schmunzelnd.

Ich fürchte, er hat recht. Schlimmer ist: Ich fühle mich auch wie eine französische Gouvernante. Aber ich bin es gewohnt, der Party-Pooper zu sein, das kann jede Tänzerin.

»Keine Sorge, ich mag das. Hast du auch eine kleine Peitsche in der Handtasche?« Er wackelt mit den Augenbrauen.

Ich verziehe das Gesicht. »Hat dir schon mal jemand gesagt, dass dein Humor ziemlich einfach gestrickt ist?«

»Nicht nur mein Humor, *ich* bin einfach gestrickt. Ist ja nichts Schlechtes«, sagt Nate. »Frauen mögen das.«

»Wie kommst du darauf?«

»Ich mache Studien darüber, welche Tinder-Bios am besten funktionieren. Und das Ergebnis ist eindeutig.«

Ich verdrehe die Augen.

»Hey, auf Tinder kann man auch einfach so nette Leute kennenlernen.«

»Klar, auf Tinder findet man Freunde, genauso, wie man auf Youporn was über Filmschnitt und Kameraeinstellungen lernen kann.«

Er grinst, und tatsächlich bildet sich ein Grübchen in seiner Wange, das ihn viel jugenhafter erscheinen lässt.

»Hey, hey, hey, das hast *du* gesagt. Ich bin schockiert.«

»Und, welches sind deine erfolgreichsten Bios?«

Nate denkt nicht lange nach. »*Suche Badass Girl. Good Ass schon vorhanden.*«

»Nicht dein Ernst. Und darauf antworten Leute?«

Er nickt nachdrücklich. »Richtig gut lief auch der hier: *Ich mag safe Sex. Ich binde dich fest, dann fällst du nicht herunter.*«

»Ich verliere den Glauben an die Menschheit.«

»Dann sollte ich dir nicht sagen, dass *ich habe mommy issues* auch gut abging.«

»Ich habe Angst zu fragen, was deine aktuelle Bio ist.«

Er holt sein Telefon heraus, tippt kurz und hält es mir unter die Nase. Unter einem vorteilhaften Foto von Nate mit einem sehr süßen Hund steht:

Vorteile:

Teile mein Netflix-Passwort.

Kann mit der Zunge eine Schleife binden.

Kann 11 Hotdogs auf einmal essen.

Mag Haustiere.

Keine Angst vor Spinnen.

Nachteile:

Hyperaktiv.

Esse 11 Hotdogs auf einmal.

Klaue möglicherweise dein Haustier.

Brauche viel Raum beim Schlafen.

»Du hast einen Hund?«

»Nein, der ist von einem Freund. Tiere klappen gut. Aber am MCPA läuft Tinder nicht. Hier muss man wahrscheinlich oldschool Leute treffen.« Er zuckt mit den Schultern.

Irgendwie klingen der Akzent und die Art, wie er redet, vertraut. Ich habe eine Vermutung. »Woher kommst du?«

»New York«, sagt er tatsächlich, und es schwingt ein bisschen Arroganz mit. Er glaubt wohl, aus der coolsten Stadt der Welt zu kommen und mit einem Landei zu sprechen.

»Ach wirklich«, sage ich beeindruckt. »Das ist ja total cool.«

Er fährt sich durch die Haare. »Ja, ich kann mir noch nicht richtig vorstellen, drei Jahre hier zu verbringen. Weißt du, die meisten haben Vorurteile, was die Menschen dort angeht. Aber New Yorker sind viel freundlichere Menschen, als ihr Ruf vermuten lässt.« Er kneift die Augen zusammen, als wollte er scharf stellen. »Wobei mir diese Party ganz gut gefällt.« Er lächelt mich an, dann gleitet sein Blick wieder über die vielen kurzen Röcke und kleinen Oberteile und bleibt an einem nackten Oberschenkel in unserer nächsten Umgebung kleben.

»Aber wenn du in New York wohnst und es so magst, wieso bist du nicht dort zur Filmhochschule gegangen?«

Er reißt seinen Blick vom Oberschenkel los und mustert mich interessiert mit seinen hellen Augen, als wollte er prüfen, ob ich irgendwelche versteckten Absichten mit dieser Frage verfolge.

»Es war keine Option«, erwidert er vage.

Alles klar. So kann man es auch formulieren, wenn man abgelehnt wird. Aber ich sage es nicht laut. Er wirkt nicht wie jemand, der schon viele Ablehnungen im Leben eingesteckt hat. Ein Typ, der an uns vorbeigeht, stolpert und fällt fast auf mich drauf, dabei verschüttet er seinen Drink zum Teil auf Nates Hose. Nate reißt ihn nach hinten zu sich und schiebt ihn in die Waagerechte. »Pass doch auf, du Arschloch«, sagt er.

Er hält den schlaksigen, blonden Typ fest im Arm vor seiner Brust.

»Du kannst mich jetzt wieder loslassen, außer du stehst auf mich«, sagt der Typ unbeirrt, formt einen Kussmund und zwinkert Nate zu. Der verdreht die Augen und lässt ihn los.

»Falls du mal was Neues ausprobieren willst, melde dich einfach.« Der Typ wendet sich mir zu. »Heeeeey, ich wollte mich eigentlich dir kurz vorstellen. Ich war wohl zu stürmisch.« Er grinst. Ich lächele etwas unsicher.

Nate wirft mir einen prüfenden Blick zu, und ich zucke leicht mit den Schultern. Dann wendet er sich an den Typen. »Ich glaube, das kommt nicht so gut, wenn man innerhalb von dreißig Sekunden mit zwei Leuten flirtet. Das wirkt wahllos, Alter.« Er klopf ihm zum Abschied auf die Schulter und schiebt ihn zur Seite. Hat er mich vorher angeschaut, um abzuchecken, ob ich Interesse an dem Typ habe, als würden wir hier im Team arbeiten?

»Ich glaube, ich bin der Einzige hier, der eine klare sexuelle Orientierung hat«, bemerkt Nate. »Außerdem bin ich he/him

auf der ganzen Linie.« Und so ganz unrecht hat er möglicherweise nicht. Das Montana Arts College gilt als der liberalste Ort in ganz Montana.

»Vielleicht gibt es ja eine Selbsthilfegruppe für reiche, weiße Heterojungs«, schlage ich vor.

»Hey, du kannst ja richtig lustig sein, wenn du den Gouvernanten-Vibe ablegst.«

»Die Party ist nicht viel anders als in New York. Und wenn man viel Gras raucht, ist es bestimmt egal, ob man in New York ist oder hier.«

Immerhin ist er nicht zu bekifft, um aufzuhorchen, und er blickt mich mit neuem Interesse an. »*Du* wirkst nicht bekifft«, stellt er fest. »Meinst du etwa mich?«

Ich hebe meine Augenbrauen leicht an.

»Warte mal, du kommst auch aus New York? Hast du mich gerade auflaufen lassen und mich von den Vorzügen des Großstadtlebens erzählen lassen, obwohl du sie selbst kennst? Halt, kennen wir uns etwa von dort? Muss es mir unangenehm sein?« Den letzten Satz begleitet ein selbstgefälliges Grinsen. Er nimmt noch einen Schluck aus seinem Glas.

»Kann es sein, dass du ein kleines bisschen von dir selbst eingenommen bist? Wohnst du zufällig Upper East? Ich war dort in der Ballettschule, vielleicht bin ich dir auf dem Weg zur Subway begegnet. Ich komme aus Queens.« Ich kann mir gut vorstellen, dass er noch nie in Queens gewesen ist. An meinem Haus ist er höchstens mal auf dem Weg zum Flughafen

vorbeigefahren, um in die Karibik oder sonst wohin zu fliegen. Jungs wie er kommen nicht nach Queens, die verlassen ihr goldenes Viertel nur für die Clubs im Village oder, wenn sie sich nach Abenteuer fühlen, Lower East Side.

Er wirkt beinahe ein wenig verlegen. Er weiß nicht so recht, woran er bei mir ist, und blickt mich fast entschuldigend an.

»Ich bin nicht so oft in Queens«, sagt er. »Wobei man hier wahrscheinlich auch aus New Jersey kommen kann und als New Yorker gilt, und wir wissen beide, dass New Jersey nicht zu New York gehört.«

Ich muss unwillkürlich lächeln. Meine Güte, ich vermisse zwar nicht die Partys, aber bei seinen Worten wird es eng in meiner Brust. Ich vermisse mein Zuhause jetzt schon.

Er kneift noch mal die Augen zusammen. Auf seinen Schläfen glänzen feine Schweißperlen. »Du bist ganz schön breit«, bemerke ich.

Sein Kopf schnellt zu mir herum. »Ist es so auffällig?«

Ich zucke mit den Schultern. Für andere vielleicht nicht, aber ich kenne es von Maxwell. »Ich muss gleich nach Hause«, erkläre ich. Vielleicht will ich klarmachen, dass ich nicht interessiert bin. Nicht, dass er wirklich Interesse gezeigt hat. Aber er weckt keine guten Erinnerungen in mir. Er erinnert mich zu sehr an Maxwell.

»Du meinst, es gibt keine Zigarette danach für uns?«, fragt er mit leidendem Gesichtsausdruck. So richtig enttäuscht wirkt er

nicht. Er hat natürlich schon gemerkt, dass ich nicht brauchbar bin, um eine ausgelassene Party mit ihm zu feiern.

»Meine Freundin kommt aus Ohio, da zieht die New-York-Nummer mit Sicherheit mega«, kann ich mir nicht verkneifen hinzuzufügen, um ihn zu trösten.

»Kann es sein, dass du dich über mich lustig machst?«, fragt er. Doof ist er nicht.

»Kann sein, muss aber nicht sein.« Ich zucke mit den Augenbrauen.

Er fährt sich durch die Haare. »Magst du sie mir vorstellen?«

Ich verdrehe die Augen. Er hat es natürlich ernst genommen. Vielleicht keine gute Idee, ihm Hazel vorzustellen. Aber ich weiß, dass Hazel sehr gern ein paar Leute treffen will, deshalb hat sie mich hierhergebracht. Sie wollte nur nicht kommen, ohne jemanden zu kennen. Wenn ich beide vorstelle, sind alle zufrieden, und ich kann ohne schlechtes Gewissen gehen.

»Logisch. Sie ist zur Bar gegangen und nie wieder zurückgekommen, möglicherweise ist dir also jemand zuvorgekommen. Aber so weit kann dein Mitbewerber noch nicht sein.«

»Das klingt vielversprechend«, erwidert Nate. Irgendwie ist ein seltsames Einverständnis zwischen uns entstanden, als hätten wir geklärt, dass er der saufende Feiertyp ist und ich die disziplinierte Ballerina bin. Wir werden definitiv nicht kichernd gemeinsam im Bett landen, Friend-Zone. Wobei ich so weit jetzt noch nicht gehen würde, eher Leben-und-leben-

lassen-Zone. Trotzdem ist er im Moment der mir vertrauteste Mensch an diesem ganzen College.

Wir drängen uns zwischen den aufgedrehten, sich laut unterhaltenden Studenten Richtung Bar vor. Die Musik hat jetzt einen besseren Rhythmus. Ich mag laute Musik, und ich liebe es, wenn sie den Körper übernimmt, die unterschiedlichen Vibrationen von Klassik und Pop, Hip-Hop. Ich gehöre definitiv nicht zu den Tänzerinnen, die nur Klassik hören.

Studenten stehen in Gruppen zusammen, schwer zu sagen, wer neu angekommen ist und wer schon länger hier ist. Es liegt so viel Energie in der Luft, Gelächter, Flirt, alle möchten sich von ihrer besten Seite zeigen oder von einer brandneu entworfenen, um schnell Freunde für eine großartige gemeinsame Collegezeit zu finden. Meine Agenda ist ein bisschen anders. Vor allem nicht ablenken lassen, volle Konzentration aufs Training, Sichtbarkeit nur im Tanzstudio. Ich werde sowieso nie wirklich dazugehören zu den Studenten, die hier die beste Zeit ihres Lebens haben wollen. Wenn die Krankheit mir nicht dazwischengekommen wäre, wäre ich schon lange in einer Kompanie. Jetzt ist es eben ein Umweg über dieses Tanzcollege, doch das Ziel ist das gleiche. Im Außenseitersein bin ich ziemlich gut. Wenn deine Eltern einen koreanischen Shop in Queens betreiben, deine Großmutter Mexikanerin ist und du an der Waganowa-Ballettakademie in New York mit einem Haufen Upperclass-Ballerinen getanzt hast, beherrscht man das. Der Unterschied ist, dass es diesmal

kein Gefühl ist, sondern zu hundert Prozent stimmt. Ich habe nämlich ein paar Dinge in meiner Bewerbung weggelassen. Streng genommen, könnte man es auch als Lüge bezeichnen. Wie zum Beispiel fast ein ganzes Jahr, in dem ich gar nicht getanzt habe. Wenn man schon als schwache Ballerina anfängt, kann man die Karriere gleich vergessen, vor allem, wenn man sowieso schon in so vielerlei Hinsicht aus dem Rahmen fällt wie ich. Ich werde also freundlich und unsichtbar außerhalb des Tanzstudios sein. Früher habe ich mir eingebildet, dass ich irgendwann dazugehöre, wenn ich nett bin. Das bilde ich mir nicht mehr ein. Ich muss auch nicht dazugehören. Ich muss nur die Beste sein, sobald ich im Studio bin. Meine alte Ballettlehrerin Catherine in New York hat gesagt: »Erfolg ist einfach. Mach es ihnen unmöglich, dich zu übersehen.«

Die Lieder wechseln, ich erkenne ein paar echte Tänzer in der Gruppe der Tanzenden, die sich in einer Ecke gebildet hat. Sie können es natürlich nicht lassen, irgendwelche komischen Verrenkungen zu machen, um zu demonstrieren, wie gelenkig sie sind. Aber irgendwie beruhigt es auch. Montana und New York mögen völlig unterschiedlich sein, aber Tänzer sind überall gleich.

Okay, Hazel ist nirgends zu sehen. Ich hoffe, sie sucht mich jetzt nicht an der Stelle, wo wir gerade standen. Zum Glück bin ich groß, was als Ballerina ein Nachteil, als Partybesucherin aber ein Vorteil ist. Mein Blick trifft auf den des Typen hinter der Bar. Eine Lampe über dem Tresen strahlt aus einem

komischen Winkel in seine Augen, sodass sie ein wenig überblau wirken, wie die Augen eines Huskys. Unsere Blicke hängen für einen Moment aneinander, über das Meer der Leute um uns herum hinweg. Sein Blick ist klar, ganz anders als bei Nate, der neben mir am Tresen hängt. Dann schaut der Barkeeper wieder weg und erledigt eine andere Bestellung, und ich schaue schnell zur Seite, weil mir plötzlich bewusst wird, dass ich ihn gerade etwas creepy angestarrt habe.

»Ich habe mir einen doppelten Moscow Mule bestellt. Ich würde dir natürlich auch einen bestellen, aber ich habe das dunkle Gefühl, dass du den nicht willst.« Nate schenkt mir ein träges Lächeln. Trotz seines pseudoverwahrlosten Stils ist er attraktiv mit seinem klassischen Profil und den hohen Wangenknochen. Ich kann verstehen, warum Mädchen auf ihn abfahren. Früher hätte ich ihn auch attraktiv gefunden. Die Mädchen aus der Ballettschule standen auf solche Typen, da hing ein ganzer Lebensstil dran: Man tanzt bis Ende dreißig, dann Kinder und Sektfrühstück am Park mit den Freundinnen. Anschließend Kleider mit der Kreditkarte vom Familien-Trustfund für den nächsten Charity-Ball shoppen. Ab vierzig dann Pilates mit Personaltrainer statt Ballett. Ich blicke von Nate zurück zum Barkeeper, der mich abwartend und etwas genervt anschaut. Ich bemühe mich, diesmal nicht in seine Augen zu starren, die ohne das Licht wieder etwas normaler aussehen. Wie er sich wohl vorstellen würde?

Schauspielprogramm? Design? Oder ist er einer der Studenten,